

Peter Molt

Erbe seiner Herkunft
Barack Obama: Ein amerikanischer Traum. Die Geschichte meiner Familie. Carl Hanser Verlag, München 2008, 448 Seiten, 24,90 Euro.

Am 20. Januar 2009 wird mit Barack Obama der erste Afroamerikaner als 44. Präsident der Vereinigten Staaten vereidigt. Über seinen überraschenden Aufstieg wurde und wird viel geschrieben, spekuliert und kommentiert. Aus europäischer Sicht geht es dabei verständlicherweise vor allem darum, wie seine Präsidentschaft die internationalen und insbesondere die europäisch-amerikanischen Beziehungen beeinflussen wird, inwieweit sich Obama von der Außenpolitik von George W. Bush lösen wird beziehungsweise wie weit er die Kontinuität amerikanischer Außenpolitik wahren wird. Genauso spannend ist das Raten über seine künftige Innen-, Wirtschafts- und Sozialpolitik.

Über solchen Erwägungen steht die Frage, welche

Handlungsspielräume der neue Präsident überhaupt hat und wie er sich im politischen Geflecht Washingtons durchsetzen kann. Der herausragenden öffentlichen Stellung des Präsidenten steht ein Regierungssystem mit einer Vielfalt von Institutionen und Netzwerken und den sich daraus ergebenden Zwängen und Einschränkungen gegenüber. Welche Möglichkeiten der Entscheidung und Einflussnahme hat der Präsident, und welche Rolle spielen dabei seine persönlichen Erfahrungen und Überzeugungen? Man kann diese Frage letztlich kaum schlüssig beantworten, zu unterschiedlich sind die Erfahrungen mit früheren Präsidenten. Vermutlich gilt auch für amerikanische Präsidenten die Selbsteinschätzung Otto von Bismarcks über sein politisches Wirken: „Denn der Mensch kann den Strom der Zeit nicht schaffen und nicht lenken, er kann nur darauf hinfahren und steuern, mit mehr oder weniger Erfahrung und Geschick, kann Schiff-

bruch leiden und stranden und auch zu guten Häfen kommen“ (*Gesammelte Werke XIII*, Seite 558). Der politische Steuermann folgt dabei einer „mentalen Landkarte“ (Hans-Peter Schwarz), in der das Bild der Welt verzeichnet ist, wie sie geschichtlich geworden ist und wie sie sich gegenwärtig darstellt, in den Stätten der Erinnerung, Regionen, in denen Freunde oder Feinde wohnen, aber auch Zielpunkte verzeichnet sind, zu denen man gelangen möchte.

Kein Familienroman

Welche Erfahrungen und Prägungen sind für die steuernde Hand des neuen amerikanischen Präsidenten Barack Obama maßgebend? Dazu liegt uns ein Dokument aus seiner eigenen Hand vor, die Autobiografie seiner Jugend, die vor Kurzem unter dem Titel *Ein amerikanischer Traum. Die Geschichte meiner Familie* auch in einer deutschen Übersetzung erschienen ist. Dieser Titel entspricht allerdings nicht dem der amerikanischen Ausgabe:

Dreams from My Father. A Story of Race and Inheritance. Möglicherweise scheute der deutsche Verlag vor der Verbindung der Begriffe „Rasse“ und „Erbe“ zurück. Doch gerade darum geht es und nicht um einen Familienroman, wie der Klappentext der deutschen Ausgabe suggeriert. Es geht in dem Buch auch nicht um das Klischee vom Land der unbegrenzten Möglichkeiten für den ehrgeizigen Aufsteiger, sondern um die Selbstfindung eines jungen Mannes, der als Sohn eines kenianischen Studenten und einer aus einer weißen Mittelschichtfamilie aus Kansas stammenden jungen Frau seine Kindheit in Indonesien verbringt und erst als Jugendlicher und dann als junger Mann in den Staaten mit der Rassenfrage, aber auch mit seiner afrikanischen Herkunft konfrontiert wird. Es geht um die vom Autor als global empfundene Frage der Identitätsfindung zwischen Kulturen, Religionen und Rassen.

Brillanter Jurist und Bestsellerautor

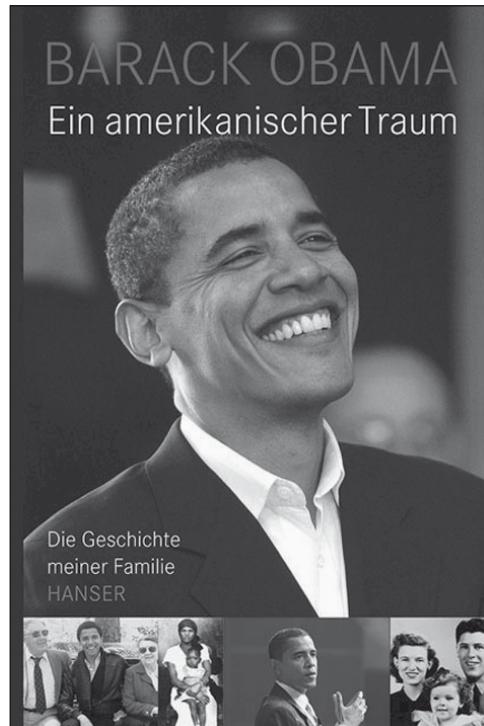
Mit dieser Fragestellung ist das Buch hochaktuell. Es ist aber auch deshalb herausragend, weil es bereits vor sechzehn Jahren von dem 32 Jahre alten Barack Obama geschrieben wurde, also lange vor dem

Beginn seiner politischen Karriere. Als brillanter Jurastudent wurde er 1990 in den Herausgeberkreis des *Harvard Law Review*, einer von Studenten herausgegebenen rechtswissenschaftlichen Zeitschrift, gewählt. 1992 wurde er dann als erster Afroamerikaner Präsident dieses Gremiums, was damals auch außerhalb der Fachkreise Aufsehen erregte, weil sich ihm damit eine Karriere zu Spitzenpositionen eröffnete. Obama beschloss jedoch im folgenden Jahr, als Bürgerrechtsanwalt nach Chicago zurückzukehren. Immerhin brachte ihm das Amt das Angebot eines Verlags, anhand seiner Fa-

miliengeschichte einen Beitrag zu den Rassenproblemen und Identitätsbrüchen in Amerika zu schreiben. Das Buch, das 1995 erschien und ein *Times*-Bestseller war, steht gleichsam am Anfang seiner politischen Karriere, die dann 1996 zu einem Abgeordnetenmandat im Parlament von Illinois und 2004 zur Wahl in den US-Senat führte, in dem er in der laufenden Wahlperiode der einzige und insgesamt in dessen Geschichte erst der dritte Afroamerikaner ist.

Zwischen Schwarz und Weiß

Welche Erfahrungen prägen nun die mentale



Landschaft des jungen Barack Obama? Sicher zuerst die Erfahrung, dass ein Kind, das bei seiner weißen Mutter und deren Eltern aufwächst, seinen afrikanischen Vater jedoch kaum kennt, wegen seiner Hautfarbe oder „Rasse“ von anderen Schülern abgelehnt wird. Diese Verletzung und Demütigung war bei dem jungen Barack offenbar besonders tief gehend, weil er in seiner Grundschulzeit in Indonesien nichts Vergleichbares erlebt hatte. Darauf nimmt er Bezug, wenn er von Kindern aus der Verwandtschaft seiner Frau, die dieses Erlebnis schon mit sechs Jahren hatten, sagt, sie hätten ihre „Unschuld“ früher als er verloren. Natürlich realisiert er den Gegensatz zwischen seiner Familie und dem Verhalten der Gesellschaft und auch, dass er durch seine Familie zu den begünstigten Schwarzen gehört, aber das bringt für den Heranwachsenden und auch noch für den jungen Studenten nur das Gefühl, weder zur Welt der Weißen noch ganz zu der der Schwarzen zu gehören. Auch die Letzteren kann er nicht ganz verstehen. Er bemängelt bei ihnen das fehlende Selbstwertgefühl, ihre Ablehnung, ja ihren Hass auf alles Weiße. Er versteht nicht, dass sie diesen die Schuld für ihre

Lage zuschreiben, aber er ist auch nicht damit einverstanden, aus der schwarzen Gemeinschaft auszubrechen und dafür, wie er meint, einen hohen Preis für die Assimilierung an die weiße Gesellschaft zu entrichten.

Ringen um Identität

Beim Erfahren einer inzwischen zwar rechtlich gleichgestellten, aber sozial und mental immer noch diskriminierten Minderheit und beim Ringen um die eigene Identität ist er sich seiner Außenseiterrolle innerhalb der schwarzen Gemeinschaft, nämlich Sohn einer weißen Amerikanerin und eines afrikanischen Vaters zu sein, immer bewusst. Der Junge flüchtet sich in eine ideale Vorstellung eines Vaters, den er zwar nur einmal bei einem mehrwöchigen Besuch in Hawaii kennengelernt, der für ihn aber im Gegensatz zu den Vätern seiner Freunde ein bedeutender Mann ist, ein afrikanischer Idealist, ein brillanter Absolvent der Harvard-Universität, ein aufrechter Politiker, der sich für das Wohl seines Volkes einsetzt. Aber auch dieses Bild bricht schließlich zusammen, als er beim ersten Treffen mit seiner kenianischen Halbschwester die Wahrheit vom beruflichen und menschlichen

Scheitern des Vaters erfährt.

Es ist für den jungen Barack ein langer Weg zu der Erkenntnis, dass „meine Identität mit der Hautfarbe beginnen mag, aber dort nicht aufhört“. Letztlich mündet seine Suche in der Einsicht, sich selbst nicht als amerikanischer Schwarzer, sondern als schwarzer Amerikaner zu begreifen. Dafür war die erwähnte Wahl zum Präsidenten des *Harvard Law Review* ein wichtiger Meilenstein, weil sie dem nach seinen Worten „erwachsen gewordenen“ Barack Obama bewies, dass jeder Amerikaner, unabhängig von seiner Herkunft, ein *leader* zum gesellschaftlichen und politischen Wandel und damit zur Realisierung der amerikanischen Ideale werden kann.

Brücken schlagen

In dem Vorwort zur unveränderten Neuauflage 2004, die aus Anlass seiner Wahl zum Senat erschien, schlägt Obama die Brücke von seiner eigenen Lebensgeschichte zu dem Grundkonflikt der heutigen Welt, zwischen Arm und Reich, zwischen Moderne und Tradition, zwischen denen, die „die konfliktträchtige Unterschiedlichkeit der Menschen akzeptieren und doch auf gemeinsamen, verbindlichen Werten

bestehen, und jenen, die, unter welcher Flagge, Parolen oder heiligen Schrift auch immer, eine verkürzte Eindeutigkeit suchen, die Gewalt gegenüber dem andern rechtfertigt“.

Die Welt wird mit einem amerikanischen Präsidenten zu tun haben, für den dieser Grundkonflikt nicht nur eine existentielle persönliche Bedeutung hat, sondern der auch die Erfahrung gemacht hat, dass es zum Brückenschlag über die tiefen Brüche und Wunden in der amerikanischen Gesellschaft, ebenso wie für die wachsende Hoffnungslosigkeit und das menschliche Elend in den Slums afrikanischer, asiatischer und lateinamerikanischer Megastädte, keine einfachen Rezepte gibt. Obama berichtet über seine Erfahrungen in Chicago und in Kenia, nämlich nicht nur über das Elend der Armen, sondern auch über die Enttäuschungen derjenigen, die sich dafür einsetzen, dieses Elend zu mindern.

Hierzu möchte ich eine persönliche Anmerkung einfügen: Ich bin von dem Bericht deshalb besonders angesprochen, weil ich vor einem halben Jahr-

hundert Jugendsozialarbeit in den Armenvierteln von Los Angeles mit den vielen damit verbundenen Frustrationen persönlich erlebte. Die seit vielen Jahrzehnten mit großem Engagement geleistete Sozialarbeit in amerikanischen Großstädten hat zwar sicher vielen Menschen geholfen, aus dem von Drogen und Gewalt bestimmten Milieu herauszufinden, aber sie hat, wie das Barack Obama in der South Side von Chicago erleben musste, die grundständige Armut der dortigen schwarzen Bevölkerung nicht beseitigt. Letztlich blieb sie ein Tropfen auf den heißen Stein.

Es gibt noch einen zweiten Berührungs-punkt. Zwei Jahrzehnte nach meinem Aufenthalt in Los Angeles war ich Mitarbeiter im Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen in Afrika. Damals stand die Generation von Obamas Vater in der politischen Verantwortung. Die Besten dieser neuen Elite waren davon überzeugt, dass sie in der Unabhängigkeit das Erbe des Kolonialismus überwinden und ihre Völker in eine bessere Zukunft führen könnten.

Aber neben dieser Hoffnung gab es auch damals schon Anzeichen vom Zerfall der alten Ordnung, vom Verlust der Authentizität und vom Scheitern vor den neuen Herausforderungen. Die von Obama erlebte Geschichte seiner kenianischen Familie mit all ihren Widersprüchen ist dafür ein typisches Beispiel.

Das Finden des eigenen Standorts nach einer schwierigen Jugend, aber auch das Erleben der Armut in Amerika und in Afrika unterscheidet den neuen Präsidenten grundlegend von seinen Vorgängern. Dass ein Mann mit seinen Erfahrungen und seinen Überzeugungen zum Präsidenten gewählt wurde, zeigt, dass die Werte von Thomas Jefferson, Abraham Lincoln und Martin Luther King in der amerikanischen Gesellschaft weiterleben. Das ist nicht nur ein hoffnungsvolles, sondern ein epochales Zeichen angesichts der schwerwiegenden Herausforderungen, denen sich die heutige Welt gegenüberstellt. Inwieweit die Erfahrungen seiner Jugend sein Handeln beeinflussen werden, wissen wir nicht, vergessen wird er sie jedoch nicht.